Die letzte Station

Skizze von Clara Prieß

Es war ein vergnügliches Fahren in dem schnellen Zug heim von der Ferienreise, vom Süden unseres lieben Vaterlandes in den Norden.

Als der Abend kam, wurde es stiller. Ich verließ den Zug an einer Kreuzungsstation, und nun ging's gemächlicher der Heimat zu. Wieder saß mir das junge Paar gegenüber, das ich im Laufe des Tages schon ganz gut kennengelernt hatte. Schwer war das nicht bei der zutunlichen und etwas wichtigen Art, womit sich die Leutchen über ihr junges Eheglück äußerten: Wie schön die Hochzeitsreise in die bayerischen Berge gewesen sei, die sie zum ersten Mal gesehen hatten, wie man sich jetzt aber auch auf das eigene Heim freue. Wir hatten auch erfahren, wie die Dreizimmerwohnung daheim eingerichtet sei und daß viele Angehörige mit Liebe und Ungeduld das junge Paar heute abend erwarteten.

Jetzt waren die beiden, müde vom Reisen, Reden und Glücklichsein, still geworden.

Die Ruhe war wohltuend nach dem lauten Tag. Eine kleine alte Dame, die am Kreuzungspunkt zu uns eingestiegen, störte gar nicht und sah still in den Abend hinaus.

Die Stimme des jungen Ehemannes weckte mich aus einem leichten Schlaf. „Aufwachen, Liebling!“ sagte er laut und wichtig. „Jetzt kommt unsre letzte Station.“

Die junge Frau hob verschlafen den Wuschelkopf: „Schon, dann sind sie wohl alle am Bahnhof und warten auf uns. Hoffentlich ist alles in Ordnung —“, und sie faßte seine Hand, als ob ihr eine Angst käme.

Aber er sprang fröhlich auf: „Selbstverständlich wird alles in bester Ordnung sein und bleiben. Setz' den Hut auf, Kindchen, und nimm den kleinen Koffer.“

Und dann war sie sehr beschäftigt, sich möglichst schön zu machen, und er hatte zahlreiches Handgepäck zu ordnen, so daß der Zug allzuschnell in die heimatliche Station einlief und sie kaum Zeit fanden, sich zu verabschieden.

Sie wurden aber auch von so vielen erwartet. Es schienen sich da Väter und Mütter, Brüder und Schwestern und Freundinnen zum Empfang angesammelt zu haben. Man fragte, lachte, umarmte und küßte sich. Und darüber fuhr der Zug wieder in die Dunkelheit hinaus.

Ich war jetzt allein mit der alten Dame, die den Platz mir gegenüber eingenommen hatte. Mir gefiel das gütige, stille Lächeln, mit dem sie den beiden und dem kleinen Schauspiel draußen zugesehen hatte. Und jetzt blickte sie mich an und sagte: „Das ist noch lange nicht die letzte Station für die beiden, wenn sie es heute abend auch so getrost glauben. Die werden noch viel umrangieren müssen und manche Fahrtstörungen erleben, ehe sie wirklich ihre letzte Station finden.“

Die alte Dame sprach da einen Gedanken aus, der mich selbst unklar beschäftigt hatte. So sah ich sie verwundert und genauer an, das alte Gesicht mit seiner Runenschrift von Falten und Runzeln und den dunklen Augen, die merkwürdig klar und geradeaus blickten, und das ganze unscheinbare Persönchen in dem sauberen, dunklen Mantel.

Ich antwortete ihr gern, und so waren wir bald in ein Gespräch gekommen — eines jener seltenen Gespräche, in denen man jenes schöne Verstehen spürt, die mit Alter und Herkunft nichts zu tun haben, die blitzschnell Brücken schlagen und unvergeßlich bleiben.

Als der Zug wieder hielt, sagte sie: „Nun kommt bald meine letzte Station, und diesmal wirklich die allerletzte. Ich habe mich mit meinen paar letzten Groschen im Altweiberheim meiner Vaterstadt eingekauft und will da meine letzte Ruhe finden.“

Und als ich mehr wissen wollte, erzählte sie freundlich weiter: „Vor fünfzig Jahren ging ich mit einem Manne von daheim fort, den ich lieb hatte, und wir meinten, einen Gutschein auf alles Erdenglück zu haben. Es sind dann auch ein paar leidliche Jahre gekommen und zwei liebe Kinder, das beste war freilich die Hoffnung, daß es immer noch besser würde. Aber schlimmer ist's geworden, Krankheit und Sorgen haben gar nicht mehr aufgehört und sind meinem Mann auch ins Gemüt schlecht bekommen. Ich habe kaum noch eine gute Stunde mit ihm gekannt. Das Mädel ist jung gestorben, der Sohn ging nach Amerika, als er mit dem Vater keinen Frieden halten konnte. Als ich meinen Mann bis an seinen Tod gepflegt hatte, habe ich vielerlei Stationen kennen gelernt — als Pflegerin in Krankenhäusern und in Heilanstalten bei nervösen Damen —, auch einen kleinen Kramladen zwischendurch aufgemacht. Ich könnte Ihnen da viel erzählen. Harte Wege sind's immer gewesen, von einer Leidensstation zur anderen. Ich habe gezählt, daß es just vierzehn waren, wie sie am Weg stehen zum Kalvarienberg hinauf im katholischen Land, und nun bin ich froh, daß die letzte Station kommt.“

Ich fragte, ob sie denn wisse, daß es in dem Altfrauenheime gut und freundlich sei.

„Wird schon so sein, wie man's billig für uns alte Leute macht. Und das Einsamsein ist ja für alte Menschen eingerichtet zum Besinnen auf das Allerletzte.“

Sie stand erwartungsvoll auf und schaute nach den Lichtern aus, und in ihren Augen war ein Schein von Kindervorfreude.

Dann sah sie mich wieder mit ihrem guten Lachen an. „Es wird mich keiner abholen und kein Aufhebens zum Empfang sein. Den Handkoffer reichen Sie mir wohl hinaus; darin ist alles, was ich besitze. Viel Gepäck hat man zuletzt nicht mehr.“

So wünschte sie mir „gute Nacht“ und „gute Ankunft“ auf meiner Station und stieg aus und ging tapfer allein ihren Weg weiter.

Nachdenklich blickte ich ihr nach. Und ich wünschte mir, daß ich einmal so getrost meiner letzten Station entgegen sehen könnte.

Polizei im Volkshumor

Das Organ des Kameradschaftsbundes Deutscher Polizeibeamten bringt aus seinem Leserkreise hin und wieder kleine lustige Geschichten, bei denen die Polizei im Vordergrunde steht. Nachfolgend einige Proben:

Dann freilich . . .

Mitten auf dem Millernthorplatz in Hamburg bockt ein Auto und will nicht weiter. Damit das Verkehrshindernis aus dem Wege kommt, stemmt der dortige Schupo die Schulter gegen den Wagen, aber ohne das schwere Gefährt vom Fleck zu bringen. Von der Bordschwelle sieht ein echter „Buttje“ interessiert den Anstrengungen zu. — „Faß' lieber mit an, Minsch, statt so dwars zu kieken“, ruft der Schupo erbost. — „Kann doch nich'“, gibt der Buttje zurück. — „Warum denn nich'?“ — „Ick hess doch beide Han'n in de Tasch'.“

Gelernt ist gelernt.

Gellend rief eine männliche Stimme aus der Wohnung im 3. Stock des Neubauhauses um Hilfe. Alles in der Nachbarschaft stürzte an die Fenster. Ein beherzter Mitmensch alarmierte das Ueberfallkommando. In wenigen Minuten schon flitzte das Polizeiauto herbei. Was war los? Ganz einfach: Herr Lämmchen wurde wieder einmal von seiner Frau fürchterlich vertobackt. Als die Beamten in die Wohnung eindrangen, konnten sie gerade noch einen letzten Angriff, den die wutlodernde Gattin mit der Bratpfanne unternehmen wollte, abwehren. — Wachtmeister Scharmutz konnte sich nicht enthalten, sie auf das Befremdliche ihres Betragens hinzuweisen: „Wenn Sie auch mit dem Mann da verheiratet sind, so mißhandeln dürfen Sie ihn doch nicht!“ — „So, junger Mann“, keifte die Aufgebrachte, „det wollen Sie mich lehren, wo ich schon eenmal Witwe und zweemal jeschieden bin?“

Spaziergänge auf dem Meeresgrund. Einige exzentrische Leute in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union versuchen, einen neuen „Sport“ beliebt zu machen, das „Spazierengehen auf dem Meeresboden“. Man wird zu diesem Zweck mit einer Taucherausrüstung versehen, durch die dem Tauchenden die nötige Sauerstoffzufuhr ermöglicht wird, und kann einige Minuten auf dem Meeresgrund zubringen, um sich dort Pflanzen und Tiere anzusehen. Für einen längeren Aufenthalt ist allerdings die Ausrüstung, die in der Hauptsache aus einem sehr geräumigen Helm besteht, nicht geeignet.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 11 | 6. Februar 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben“. Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(10 Fortsetzung)

„Vergessen Sie Sigrit Sundborg nicht!“

„Sigrit!“

„Lieben Sie das Mädchen?“

„Ja, ich liebe Sigrit. — Sie sollte nächstes Jahr mein Weib werden.“

„Glauben Sie daran, daß sie doch nächstes Jahr Ihr Weib wird?“

Da war wieder das Hoffnungslose in Albert Gerdahlens Augen.

„Nein, ich glaube nicht daran.“

„So wollen Sie auch nicht des Mädchens Glück.“

„Sie verkennen mich. — Ich gäbe mein Leben für Sigrits Glück.“

„Sigrit Sundborg wird nur glücklich werden, wenn Sie wieder frei sind. — Herr Gerdahlen, Sie werden von ganzem Herzen geliebt!“

Albert Gerdahlen griff sich an die Stirn.

„Nicht mehr davon sprechen! — Nicht davon! — Bitte, nicht mehr davon!“

„Doch, ich mahne Sie an diese Liebe! Und um dieser Liebe willen sollen Sie mir alles sagen, — hören Sie, Herr Gerdahlen — alles, was Sie denken, und ahnen und wissen. — Alles, alles! Um Sigrit Sundborgs Glück! — Wen halten Sie für den Täter?“

Albert Gerdahlen wehrte erregt mit den Händen.

„Fragen Sie mich nicht! Ich spreche nicht. — Nie spreche ich!“

Er zögerte.

„Oder doch, ja — einmal würde ich sprechen! — Einmal! — Aber was denn? Würde das mir etwas nützen? — Nein, nein, nein! Alle böse Macht hat mich vernichtet. Hier kann nur das Schicksal selbst helfen oder das Glück oder Gott — nennen Sie es, wie sie wollen!“

„Also Sie wollen nicht sprechen! — Und diese blonde Frau?“

„Ich kenne keine.“

„Haben Sie nie einen Gast bei Ihrem Onkel gesehen, eine Frau mit blonden Haaren?“

„Nein.“

„Und hat Ihr Onkel Ihnen gegenüber auch nie davon gesprochen, daß er eine Frau mit auffallend goldblondem Haar kenne?“

„Nein. — Oder ja! — Das wohl. — Einmal erzählte er mir von Sigrits Mutter. Da sagte er, die besitze herrliches, goldblondes Haar.“

Paul Stein atmete auf.

„Also doch etwas! — Was wissen Sie von dieser Frau?“

„Gar nichs im Grunde. — Daß sie sich nach Schweden verheiratete und in jungen Jahren ihren Gatten verließ.“

„Und weiter? — Mehr!“

„Nichts sonst. Sie blieb dann verschollen.“

„Sagte Ihr Onkel nicht, daß er irgendwie von ihr gehört habe?“

„Nein.“ —

„Gar nichts sonst?“

„Wirklich, gar nichts sonst.“

„Noch mehr! — Trugen Sie einmal ein Kleidungsstück aus Wolle, von rotbrauner Farbe?“

„Nein.“

„Sahen Sie bei sonst einem Menschen auf Hohenfried ein Kleidungsstück von dieser Farbe?“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Also auch nichts!“

„Was ist damit?“

„Gedulden Sie sich! Ich komme wieder, jetzt drängt mich meine Zeit. — Aber noch eine Frage: Was wollte Ihrer Ansicht nach Otto Müller vor Gericht aussagen?“

Albert Gerdahlen seufzte.

„Ja, Otto! — Vielleicht hätte er mir geholfen.“

„Aber wie?“

„Ich weiß es nicht.“

Da war schon wieder das Abwehrende in seiner Stimme. — Paul Stein schloß die Aktentasche.

„Soll ich Fräulein Sundborg etwas von Ihnen ausrichten, wenn ich sie treffe?“

„Sagen Sie ihr, sie soll mich vergessen!“

„Nein, das werde ich ihr nicht sagen.“

Frau Gerdahlen sah fragend auf ihren Gast.

„Was führt Sie heute zu uns, Herr Kriminalinspektor?“

„Einige Fragen! — Es tut mir leid, daß ich Sie schon

wieder stören muß, Frau Gerdahlen; aber ich möchte doch noch Verschiedenes geklärt sehen."

„Bitte, ich stehe gern zu Ihrer Verfügung! — Nehmen Sie Platz, Herr Inspektor. — Ich darf Ihnen aber heute eine Erfrischung anbieten?"

„Vielen Dank! Ich nehme gern an."

Frau Gerdahlen schritt zur Tür und klingelte. Währenddem sprach sie:

„Sigrit wird es bedauern, daß sie gerade nicht da war. Sie ist nach Bernestadt gefahren. Ich glaube, sie will einiges besorgen. Die Geschehnisse hier lasten schwer auf ihr. Sie macht oft einen ganz sonderbaren Eindruck. Schwermütig möchte ich nicht sagen; aber wie mit einer großen Not ringend, kommt sie mir vor. — Eben ganz sonderbar."

Dem eintretenden Mädchen befahl sie, Erfrischungen für den Gast zu bringen. Dann fügte sie noch hinzu:

„Wenn mein Sohn ins Haus zurückkehrt, sagen Sie ihm, daß ich ihn zu mir bitten lasse. — Sogleich!"

Als sie mit ihrem Gast wieder allein war, begann sie:

„So, und nun berichten Sie, Herr Kriminalinspektor!"

„Eine Frage zunächst: Hat Herr Jobst etwas Neues gefunden?"

„Bis jetzt nicht wieder. Er ist heute im Park, beim Gärtnerhaus."

„Aha!"

„Ja, er scheint jetzt auch dran zu glauben, daß dieser Bruno Bauer mit dem Mord an meinem Schwager in Verbindung zu bringen ist. — Sie denken wohl gleichfalls so? — Die Staatsanwaltschaft scheint freilich anderer Meinung zu sein; sonst hätte sie doch nicht den Verhandlungstermin gegen Albert neu anberaumen lassen."

„Die Staatsanwaltschaft betrachtet beide Morde vollkommen getrennt. — Ich teile übrigens jetzt diese Ansicht im allgemeinen."

„Nicht wahr? Was sollte denn auch Albert mit diesem Bruno Bauer zu tun haben? — Gewiß nichts!"

„Ich meine das auch. — Sie wissen wohl schon, daß das gefundene Taschentuch Herrn Albert Gerdahlen erneut schwer belastet?"

„Herr Jobst berichtete uns von dem Ergebnis der gerichtschemischen Untersuchung. — Wahrhaftig, Herr Kriminalrat, ich war entsetzt, als ich das erfuhr. Ich habe immer und immer wieder an Albert geglaubt; aber man wird nun doch schwankend. — Diese Tatsachen! — Alles deutet auf ihn; nichts auf einen anderen, aber auch nichts auf einen Helfershelfer."

„Vielleicht auf eine Helfershelferin!"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Eine Helfershelferin?"

„Ja! — Deshalb bin ich eigentlich hier. Die Staatsanwaltschaft nimmt jetzt an, daß in Albert Gerdahlens Leben eine Frau oder ein Mädchen eine große Rolle spielt, und daß diese Person der Mordtat an ihrem Schwager nahesteht." — —

„Aber das ist mir ja ganz neu!"

„Der Verdacht ist erst jetzt aufgetaucht."

„Und wer sollte das sein?"

„Darüber sind wir uns noch im unklaren! Ich bitte Sie auch, diese Mitteilung vertraulich zu betrachten und keinem Menschen gegenüber davon zu sprechen — und nicht zu Fräulein Sigrit Sundborg."

„Selbstverständlich schweige ich, wenn Sie es wünschen. — Aber da staune ich wirklich. — Sollte Albert —?"

„Denken Sie bitte nach! Hat Albert Gerdahlen nicht Beziehungen zu einem Mädchen, zu einer Frau? Ich meine nahe Beziehungen!"

„Ich wüßte nicht —"

„Aber es muß doch so sein!"

„Und ein Name ist Ihnen nicht bekannt?"

„Nein. — Sicher spielt aber im Leben Albert Gerdahlens ein weibliches Wesen eine große Rolle, und dieses Mädchen oder diese Frau muß auf sein Handeln großen Einfluß gehabt haben."

„Ich weiß nicht. — Es sollte also ein Mädchen —"

„Es sollte ein Mädchen oder eine Frau von dem Morde an Joachim Gerdahlen wissen!"

„Eine Person hier auf Hohenfried?"

„Das wäre denkbar. — Aber das braucht nicht der Fall zu sein."

„Rätselhaft!"

Ich würde Sie bitten, einmal dieser Möglichkeit nachzugehen. Vielleicht können Sie mir in ein paar Tagen doch eine nutzbringende Mitteilung machen."

„Ja — gern! — Dann bezog sich Ihre Frage nach einer blonden Frau wohl auch hierauf? Sie forschten doch danach."

„Ganz recht! — Aber — die Frau oder das Mädchen braucht nicht blond zu sein."

„Also nicht blond?"

„Nein, die Haarfarbe spielt keine Rolle."

„Das ist —. Gut also, ich will nachdenken."

„Bitte, und dann verständigen Sie mich! — Jetzt aber will ich mir einmal Albert Gerdahlens Wohnräume ansehen."

„Wollen Sie da etwas finden?"

„Unter Umständen!"

„Herr Jobst hat aber alles jetzt durchsucht."

„Tut nichts! Vielleicht sehen meine Augen noch schärfer."

„Natürlich! — Aber — Sie scheinen also auch an Alberts Schuld zu glauben?"

„Die Beweise für seine Täterschaft sind auf alle Fälle sehr schwerwiegend."

Das Mädchen brachte Wein und belegte Brötchen, und Frau Gerdahlen nötigte ihren Gast, zuzulangen.

Stein lenkte das Gespräch in andere Bahnen.

„Es ist wirklich schön auf Hohenfried."

„O gewiß, es ist sehr schön hier."

„Nur die furchtbaren letzten Ereignisse auf Hohenfried lasten schwer auf mir. — Ich möchte am liebsten fort."

„Ihr Herr Sohn vertritt jetzt Albert Gerdahlen?"

„Er hat Vollmacht von ihm."

„Dann läuft hier wenigstens alles ordnungsgemäß."

„Allerdings, aber mein Sohn hat sich damit eine große Verantwortung aufgeladen. Nun, er läßt sich dauernd von dem Rechtsbeistand meines Schwagers — Herrn Justizrat Seibold, beraten."

„Sehr gut! — Uebrigens haben Sie ja auch durch Ihre Nichte gewiß etwas Zerstreuung."

„Sigrit? — Nein, die geht ihre eigenen Wege. Sie liebt die Einsamkeit. Ich kenne mich, offen gesagt, nicht in ihr aus. Früher war sie ganz anders. Sie ist seit meines Schwagers Tod wie umgewandelt. Sie ist ein ganz anderer Mensch geworden."

„Sie hing sehr an dem alten Herrn Gerdahlen?"

„Ganz gewiß."

„Das ist verständlich. In ihrer Jugend hat sie ja wenig Liebe gefunden, bevor sie hierher kam. Der Vater früh verstorben, und die Mutter —"

„Ja, ja! — Sigrits Mutter hat sich nie um ihre Tochter gekümmert."

„Man weiß gar nichts von dieser Frau?"

„Gar nichts."

„Sie ist niemals hier aufgetaucht?"

„Nie."

„Hat auch nie geschrieben?"

„Nein."

„Also hat sie offenbar die Tochter vergessen!"

„Wohl lange schon! — Vor langen Jahren einmal hieß es, sie sei in Amerika eine sehr gefeierte Konzertsängerin geworden. — Wir sind der Spur nicht nachgegangen. — Wozu?"

„Das hätte freilich nichts genützt."

Er erhob sich.

„Darf ich jetzt nach oben gehen, Frau Gerdahlen? Bitte, lassen Sie mir die Räume Albert Gerdahlens zeigen!"

„Ich führe Sie selbst."

„Wenn ich Ihnen keine Mühe damit bereite —."

„Gar nicht."

Gemeinsam verließen sie das Zimmer und stiegen zum ersten Stock empor, auf dessen seitlichem linken Flügel Albert Gerdahlens Wohn- und Schlafzimmer lagen.

Paul Stein musterte die schlicht ausgestatteten Räume.

„Also hier ist es! — Ich danke Ihnen, Frau Gerdahlen. Ich hoffe, nicht allzu lange hier aufgehalten zu werden."

Fortsetzung folgt.

„Bitte — hier ist der Revolver!"

Eine Szene hinter der Tür. Von Hannes Butenschön

„Du! Daß ich nicht lache! Du hast mich ja nur meines Mitgift wegen genommen und mich hinterher ins tiefste Unglück gestürzt! Du bist ein — ein — —"

Bestürzt blieb ich an der Tür stehen.

Das also war aus der Ehe Waldemars geworden! Vor drei Jahren verließ ich ihn, den Sorgenlosen, Heiteren, und das sollte nun das Ende sein? Vor acht Wochen hatte er mir zuletzt geschrieben. Er war immer noch ohne Arbeit, aber eine Stellung sollte in Aussicht sein. Gut. Waldemar würde schon wieder nach oben kommen, dieses klare Gefühl hatte ich. Aber nun diese bitterböse Geschichte mit seiner Ehe!

Ich legte die Hand auf die Türklinke und wollte gerade öffnen, als der Spektakel wieder losging.

„Glaubst Du, ich lasse mir das ewig gefallen?" hörte ich Waldemar brüllen, „Deine ständigen Meckereien hängen mir zum Halse heraus! Immer und immer soll ich der Schuldige sein, während Du natürlich der Unschuldsengel bist. In Wirklichkeit bin ich es!"

„Du — ein Unschuldsengel?" höhnte die Frau. „Fürwahr, ein feiner Unschuldsengel! Und wie steht die Sache mit der Sekretärin, für die Du beim Direktor eine Gehaltserhöhung herausgeholt hast, obgleich sie Dich den Dreck angeht?"

„Das tat ich aus reinem Mitleid ..."

„Ja", schrie die Frau, „ich kenne das Mitleid der Männer! Einer ist in diesem Punkt wie der andere! Und was machst Du sonst? Du faulenzt abends im Sessel herum, rauchst dicke Zigarren, liest den ganzen Abend die Zeitung, trinkst Bier und Schnaps und kümmerst Dich nicht die Spur um Deine Frau. Ja, das ist Dein Benehmen!"

„Aber ich bitte Dich, Elfriede!"

„Halt' den Mund! Ich will nichts hören. Am liebsten wäre mir, ich lebte nicht mehr. Tot sein, das ist das beste."

„Wenn Du so weiterredest, will ich Dir gern das Recht geben, auch mich zu erschießen", hörte ich Waldemar mit zitternder Stimme sagen.

„Du?" schrie die Frau. „Du Feigling? Du zitterst ja selbst vor einem Küchenmesser!"

„Ich sage, was ich gesagt habe", beharrte Waldemar.

„Hier!" schrie sie. „Bitte, hier ist der Revolver! Und nun zeige mal, daß Du ein Mann bist ..."

In diesem Augenblick hörte ich einen metallenen Hahn knacken und riß entsetzt die Tür auf. „Um Himmelswillen, Kinder, macht doch keinen Unsinn! Ihr werdet Euch doch nicht ins Unglück stürzen?"

Waldemar ließ verwundert ein Heft sinken. Seine Frau auch. Dann sagte er:

„Was ist denn mit Dir los, mein Junge? Hast Du meinen Brief von vorgestern nicht bekommen?"

„Nein!" stieß ich atemlos hervor. „Habt Ihr Euren Tod vorher angekündigt?"

„Quatsch — wer redet denn von Tod!" rief Waldemar, „ich hab' Dir doch geschrieben, daß ich nicht mehr arbeitslos bin, und zwar keine Redakteursstellung gefunden habe, wohl aber als Rundfunksprecher untergekommen bin."

„Und nun ..." stammelte ich.

„... Nun studieren wir beide das neue Hörspiel ein", fiel mir die Frau ins Wort. „Das Funkspiel, das mein Mann übrigens selber geschrieben und nun untergebracht hat. Wollen Sie's am Sonntagabend am Lautsprecher anhören?"

Besten Dank! Ich habe genug! —

Koche durch Flugzeug!

Wie man sich in Stockholm zu helfen weiß. Von H. R. Eckert

Daß man durch Flugzeug kochen kann, ist eine Behauptung, die unwahrscheinlich klingt, aber man muß sie nur richtig auszudeuten wissen. Ich könnte ebensogut sagen: koche durch Stahlflasche! Das klingt genau so nebelhaft. Die Wahrheit aber ist, daß die Stockholmer sowohl durch Flugzeug als auch durch Stahlflasche kochen, und das kommt so:

Schwedens Hauptstadt hat eine Reihe Vorstädte, die noch keinen Gasanschluß besitzen und für die sich nach Schätzung der Stockholmer Gaswerke ein solcher Anschluß auch nicht lohnen würde. Das Anlagekapital bliebe unrentabel.

Immerhin ist der Wunsch der Vorstadtbewohner, nicht immer auf Kohlen oder Petroleum zu kochen, sondern auch einmal an den einfachsten Errungenschaften der Neuzeit teilzuhaben, verständlich. Da ist nun das Gaswerk dazu übergegangen, folgenden Gedanken in die Tat umzusetzen:

In den Küchen der Villen bringt man eine Apparatur an, ähnlich unseren Gaskochern mit Automaten. Das Gas selber wird in zwei Stahlflaschen gepreßt, die ungefähr zwei Meter hoch sind. Jede Flasche enthält sechs Kubikmeter Gas.

„Wo werden die stählernen Flaschen angebracht?"

„Auf der Außenwand des Hauses!" antwortet uns der Montageleiter. „Von den Flaschen aus durchströmt das Gas zwei Regulatoren."

„Wozu?"

„Dadurch wird der Druck von 150 Atmosphären auf ganz gewöhnlichen Gasdruck heruntergedrückt."

„Macht das viel aus?"

„Oho!" Der Montageleiter lacht. „Das bedeutet bei gefüllter Flasche eine dreißigtausendfache Reduzierung — eine Zahl, die sich sehen lassen kann, nicht wahr?"

Da kann man nur zustimmend nicken.

„Aber noch eine Frage: Weshalb preßt man das Gas überhaupt unter einem so hohen Atmosphärendruck hinein?"

„Sehr einfach", erwidert der Montageleiter, „bei gewöhnlichem Gasdruck faßt eine Flasche 40 Liter Gas — bei unserem Hochdruck hingegen 6000 Liter! Wenn die Hausfrau monatelang mit dem Kochgas auskommen will, müssen wir es schon so machen."

„Und warum müssen Sie sich diese stählernen Gasflaschen im Flugzeug aus Dänemark kommen lassen? Das scheint mir doch ein reichlich teurer Sport."

„Ist es auch!" antwortet der Montagechef. „Aber daran läßt sich einstweilen nichts ändern. Vorläufig befindet sich die einzige Fabrik, die uns das komprimierte Gas in der richtigen Zusammensetzung liefern kann, in Nyköbing Falster in Dänemark, und da wir kürzlich an diesem Gas knapp waren, mußte: einige Flaschen im Flugzeug nach Stockholm transportiert werden."

„Wird Schweden sich in absehbarer Zeit eine eigene Kompressoranlage schaffen?"

„O ja", sagt der Techniker, „wir sind augenblicklich in der Nähe von Värtan beim Bau einer solchen Station, und wenn alles klappt, kann ab 1. April 1935 die Lieferung von Flaschengas für unsere Stockholmer Vorstädte vonstatten gehen."

Diese Methode, sich zu helfen, ist nicht übel. Alles Mögliche haben Flugzeuge schon transportieren müssen: Blumenkörbe, Obst, Hunde, Giftschlangen, Königstiger, Möbeleinrichtungen — — Kochgas für die Hausfrau jedoch dürfte ein völlig neuer Beförderungsartikel sein. Man lernt mit der Fliegerei doch nie aus.

Vier Kilometer Makkaroni gefällig?

Makkaroninudeln werden bekanntlich in Italien mit Vorliebe verspeist. So ist es kein Wunder, daß gerade die Makkaronifabriken im ganzen Lande durchweg gut gedeihen. Eine dieser Fabriken in Brindisi, die sich durch besonders langgezogene Makkaroni einen Ruf erworben hat, feierte kürzlich ihr Geschäftsjubiläum in recht sonderbarer Weise. Sie stellte zur Feier des Tages eine Makkaronischnur her, die eine Länge von sage und schreibe vier Kilometern aufwies und als „symbolische Kette" um das ganze Fabrikgebäude gelegt wurde. Für den Genuß dürften diese Jubiläumsmakkaroni allerdings weniger geeignet gewesen sein.